



Evang. Gemeindeblatt für Stadt u. Landkreis Elbing

Verlagspostanstalt:
Heiligenbeil Ostpr

Herausgeber:
Evang. Volksbund

Lutherwort.

Der Glaube gibt Gott seine Ehre, welches das allergrößte ist, so man Gott immer geben kann. Denn Gott seine Ehre geben, ist nichts anderes, denn Ihm vertrauen und glauben, Ihn für treu und wahrhaftig, weise, gerecht, barmherzig, allmächtig, kurz, für den Einzigen erkennen und halten, der alles und allerlei Gutes allein schafft und gibt. Solches ist der Vernunft unmöglich zu tun; allein der Glaube tut es.

Erheb' dich nicht, o Seel! hätt'st du auch tausend Gaben und wärst du noch so fromm bei dir und aller Welt: Es kommt, es kommt der Tag, da wird in Staub begraben, was sich zum Höhen hat so hoch in dir gestellt. Hinunter! bücke dich in Nichts, du Staub der Erden; wirf alle Höhen weg, der Herr sei hoch allein; dann kann Gott recht und rein in dir verehret werden, wenn du im Geist bist arm, entblößt und wahrlich klein.

Tersteegen.

Wahre Anbetung.

Aber es kommt die Zeit und ist schon jetzt, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit; denn der Vater will haben, die ihn also anbeten. Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Joh. 4, 23, 21.

Es wird wohl jedem Menschen so gehen wie der Samariterin, mit der der Herr Jesus am Jakobsbrunnen sprach, daß er zunächst nicht versteht, was der Herr meint, wenn er davon spricht, daß Gott von uns in Geist und Wahrheit angebetet sein will. Denn für uns gilt, was Paulus sagt: Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes. Gottes Geist selbst muß uns lehren und uns klar machen, was Gott von uns will.

Darf aber nun einer sagen: wenn ich dies alles von mir aus doch nicht verstehen kann, dann brauche ich mich nicht ernstlich damit befassen. Nein, sagt Jesus, „die Zeit kommt und ist schon jetzt“. Die Zeit, in der wir des Herrn Sinn erkennen und ihn wahrhaftig anbeten können, ist da für die Samariterin und für uns, die wir von Pöngsten kommen und wissen, was Gottes Geist in in einem Menschen wirken kann. Das ist ja die große Verheißung, die der Herr an die Gabe des Geistes knüpft, daß er es uns alles lehren will und uns in die Wahrheit leiten.

Wo ist nun solche Anbetung, wie Gott sie haben will? Dort, wo Menschen erkennen, vor wem sie stehen. Dort, wo es Menschen klar wird, daß sie vor dem lebendi-

gen, heiligen Gott stehen, vor dem Herrn Himmels und der Erde. Solche Erkenntnis hat zunächst etwas Ueberwältigendes, weil uns klar wird, wie durch einen hellen Schein, was wir sind vor dieser Majestät Gottes. Die Bibel bringt immer wieder neue Bilder von diesem Erleben Gottes. Wie Jesaja diesen heiligen Gott schaut und es ihm ist, als müsse er vergehen, wie Petrus vor Jesus niederfällt: Herr, gehe von mir hinaus, denn ich bin ein sündiger Mensch. Wo solche Erkenntnis einem Menschen kommt, da ist wahre Anbetung möglich, weil sie den Menschen auf den Platz stellt, der ihm zukommt, als das Geschöpf vor den Schöpfer, als den Ton in der Hand des Meisters. Da vergehen alle falschen Gedanken und Vorstellungen, wie wir sie von Gott haben, alle Forderungen und Ansprüche, die wir an ihn stellen, und eins allein wird uns deutlich, der Anspruch, den Gott an uns hat: Ich bin der Herr dein Gott.

„Ihr ehrt mich mit euren Lippen, aber euer Herz ist fern von mir“, das ist Gottes Urteil über unsere Anbetung, über die Anbetung, die nicht in Geist und Wahrheit geschieht. Und dieses Urteil ist gerecht. Wir sprechen unsere Gebete mit den Lippen und das Herz bleibt stumm vor Gott. Wir opfern, was nach der Sitte an Geld, Zeit und Kraft Gott gebührt, aber liegt uns wirklich an Gott, geben wir mit allem Beten und Opfern ihm allein die Ehre? Wo Anbetung Gottes ist in Geist und Wahrheit, da nimmt Gottes Geist von uns allen Schein und alle Unwahrheit, da ist vor Gott alles offen, hell und klar, nichts mehr verborgen, auch nicht der leiseste Wunsch des Herzens.

Wo Anbetung Gottes ist in Geist und Wahrheit, da steht nicht nur der Mensch als Geschöpf vor dem heiligen Gott, sondern da kommt ein Kind zu seinem Vater, ein Menschenkind mit einem Herzen voll gläubigem Vertrauen und froher Zuversicht, das sein Leben geborgen weiß mit aller Not und aller Freude bei seinem Gott. Da nimmt das Kind aus der Hand des Vaters jeden neuen Tag, mit allem, was er an Liebe und Leid umschließen wird. So wird Gott geehrt und angebetet, wenn wir in ihm den ehren, von dem wir alles haben und nehmen.

Wo Gott angebetet wird in Geist und Wahrheit, da tritt der Mensch vor ihn mit der Bitte: hier bin ich, nimm mich zu deinem Eigentum, nimm mich und mach mit mir, was du willst, brauche mich, wie und wo du willst. Da ist Anbetung Gottes, wo der Mensch nichts will als Gott dienen, wo er seinen Willen Gott übergibt, wo in den Herzen die Liebe entzündet ist zu Gott und zum Dienst für ihn an dem Nächsten. — Die Zeit ist schon jetzt, sagt Jesus, wo Gottes Geist aus uns solche Menschen machen will, die ihn anbeten im Geist und in der Wahrheit. Gr.

Herzogswalder Pfarrhausgeschichte.

III. Der Pestpfarrer Jakobus Lange.

Des ersten Pfarrers Amtszeit war still und friedlich gewesen. Umso schwerer war die Amtszeit des Pfarrers Jakobus Lange von 1589 ab.

Eine Unruhe machte sich im Dorf bemerkbar. Durchreisende Händler erzählten in den Stuben von dem furchtbaren Sterben, das in einzelnen Orten ausgebrochen sei.

„Denn der Tod kommt uns gleicherweis“. Gedankenlos hatte man oft diese Zeile bei Beerdigungen mitgesungen. Einmal mußte ja Abschied genommen werden von dieser Erde. Das ausgestreute Korn ging auf im bestellten Ackerfeld, es grünte schnell, anfangs Mai wiegte es sich schon leise im warmen Ostwind. Oh man's sich versah, war der Juli da, das Korn war weiß geworden, und man wußte: Die Ernte ist da, die Sense klingt! — So war es mit dem Menschenleben. Rasch vergehen die Jugendtage, noch rascher die besten Arbeitsjahre, mit einem Mal merkt man das Weißwerden an den Schläfen — die ersten Kirchofsblumen wachsen — und bald kommt die Sichel.

Aber was die Händler erzählten, war ja ganz furchtbar: In wenigen Stunden gesund und — tot. Und der Tod machte keinen Unterschied zwischen Alten und Gebrechlichen und Jungen und Lebensfrohen. Ganze Familien und Häuser starben in einer Woche aus!

Die Pest ritt wie ein furchtbarer Reiter durch das Preußenland. Niemand vermochte ihr zu wehren.

Niemand?

„Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten.“ Also je näher die Pest kam, je enger der Todeskreis um das Kirchspiel wurde, je eifriger ging man in die Kirche. Sterbelieder wurden angestimmt. Mit geneigtem Haupt sang Jakobus Lange die Liturgie:

„Behüte uns Gott für Pestilenz, die im Finstern schleicht.“

Die Gemeinde sang dumpf als Antwort:

„Und für der Seuche, die im Mittage verderbet.“ — Die Pest aber ritt näher und näher. Mit angstbleichen Gesichtern erzählten es die Frauen den Männern, die von der Feldarbeit kamen, daß im Nachbar Kirchspiel bereits einige unter verdächtigen Zeichen rasch verstarben. Scheu hielt man sich in den Häusern. Fremde, die ins Dorf kamen, fanden verschlossene Türen. Jeder fürchtete sich vor Ansteckung.

Nur in der Dorfkirche standen täglich die Türen offen. Pfarrer Jakobus Lange betete das Pestgebet:

„O du gerechter und ewiger Gott, der du die schädliche Seuche der Pestilenz in der Nachbarschaft die Menschen hin und wieder besallen lässest, so wollest nicht mit uns handeln nach unseren Sünden, sondern uns aus Gnaden noch ferner verschonen, damit diese Plage sich nicht weiter nahe bis zu unseren Hütten . . .“

„Kyrieleis, Herr, erbarme dich“ schluchzte die Gemeinde dazwischen.

„Sei uns gnädig und auch allen denen, die schon deine Hand hierinnen fühlen; errette ihre Seelen und sprich zu dem Würgengel: Laß deine Hand ab, es ist genug.“

Doch der Würgengel war nicht aufzuhalten. Er begleitete den Pestreiter auch in unser Kirchspiel.

Der Aberglaube war vorausgeeilt und hatte den Angstvollen Verhaltensmaßregeln zugeflüstert. Ein Hundetöten begann. Man meinte, ihre langen Haare übertrugen das Pestgift. Mit ungewohnter Schnelligkeit fuhr man alle Dungstätten aus auf den Dungacker. Pestleichen rochen übel, so kam die Pestilenz vielleicht aus den Dungstätten gestiegen.

Dann war die Pest im Ort. Trotz der verschlossenen Türen eilte es wie ein Lauffeuer die Hütten entlang: der Martin ist erkrankt — die Barbara auch — der Martin ist schon tot.

Da mußte der Schulze eingreifen. Er vernagelte das Haus, aus dem der erste Tote zum Kirchhof getragen war. Alle ansteckungsverdächtigen Häuser wurden an der Haustür mit einem weißen Kalkkreuz versehen.

Der schwarze Tod lachte. Er lachte über das Geläut des Totenglockleins, das nicht mehr verstummen wollte. Er lachte durch die Fenster hinein in die Stuben, wo er schon Vater oder Mutter, Sohn oder Tochter gekennzeichnet

hatte. Er wich nur zur Seite, sobald Jakobus Lange mit dem Sakrament zu den Sterbenden trat und ihnen den letzten Abendmahlstisch deckte.

Ein Ertrinkender klammert sich an einen Strohhalm. Die Erkrankten ließen den Dorfshirten kommen, er hatte reichlich zu tun mit Besprechen, Schröpfen und Aderlassen.

Wie lichten sich die Reihen der Lebenden! Die geraten garnicht, den Toten Särge zu zimmern. Mit gelächtem Kalk bedeckt wird die Grube über dem in Leinwand gehüllten Leichnam zugeschauelt. — Der Sommer ist brühend heiß, trotzdem qualmt auf den Herden und in den Raminen Radikstrauch. Sein reizender Rauch soll den Pestreiter abhalten. Unter unsäglichen Schmerzen winden sich die Kranken. Ein Glück, daß der Tod so rasch kommt.

Von Hütte zu Hütte eilt der Pfarrer. Er ist der letzte Freund der Sterbenden, betet mit ihnen und reicht die letzte leibliche und seelische Erquickung.

Zuhause holt er sich neue Kraft. Wie reich vergilt ihm Gott seine Treue. 9 liebliche Kinder erfüllen die Stube mit Fröhlichkeit. Wie ein Wunder werden sie vor der Pestilenz bewahrt. Klopft der Tod auch nicht an seine Haustür, so kommt ohne Anklöpfen die graue Frau Sorge hinein. Die Lebensmittel sind nicht mehr zu bezahlen. Das kärgliche Gehalt geht nicht ein, die Kalende bleibt aus. So muß geborgt werden, denn ohne Geld gibt es nichts zu kaufen.

Der heiße Pestsummer ging auch einmal zuende. So hatten sich die Herzogswalder noch nie auf den Winter gefreut. Das Herbstlaub verfärbte sich. Vor den dunklen Tannen standen die Birken, anzuschauen wie ein Silberstrahl, der aus dem Erdboden kommt und oben in lauter Goldstücke zerfällt. Als das letzte Laub zur Erde fiel, hörte die Totenglocke auf zu klagen. Vor der nahenden Winterkälte flüchtete der Pestreiter südwärts. Graue Nebelschleier hüllten die Kuppe des Teufelsberges ein und spannen ihre trüben Schleier auch über Dorf und Feld, und strichen gleichfalls über die vielen neuen Gräber im Schatten der Kirche.

Gebeugt kam Jakobus Lange aus der Hütte, wo der letzte Pestkranke der Genesung entgegenschlummerte. Das Pestjahr und die Sorgen hatten ihn frühzeitig gebeugt, seine Lebenskräfte aufgezehrt. Sein Fuß ging über raschelndes Laub. Es war ihm, als flüsterte es ihm zu: Warte nur, balde ruhest auch du.

Das liebe Weihnachtsfest verlebte er noch verhältnismäßig rüstig. Als Engel verkleidet fangen auch seine Töchter bei der Christandacht im Mädchenchor: „Vom Himmel hoch, da komm ich her“. Ihm war das Herze schwer. Soviel Tränen schimmerten beim Herzenschein in den Augen der Gemeinde, soviel Gedanken eilten zur letzten Weihnacht, bevor der Pestreiter ins Dorf gekommen war. Unter dem schwarzen Käppchen des Pfarrers lugten schon graue Haarlocken hervor. Bewegten Herzens sagte er in seiner Ansprache: „Ein kleinwüzig Menschenkindlein, gar lieblich anzuschauen im Krippelein, hat vor vielen Jahrhunderten süßen Frieden gebracht der jammervollen Erde. Möge das göttliche Reis aus Davids Stamm uns armen Menschenkindern Erleuchtung reichen in unserer schweren Dunkelheit und uns aus dem mühseligen Advent hienieden hineinleiten in die ewige güldene Weihnachtsherrlichkeit.“ — Die Gemeinde stimmte den Vers an: „O Jesu, bis zum Scheiden aus diesem Jammertal laß dein' Hül' uns geleiten hin bis zum Freudensthal.“

Als Jakobus Lange mit seinen Lieben durch die stille Winternacht zur Notwohnung zurückschritt, klangen über das tief verschneite Oberland die Weihnachtsglocken. Der Pfarrer faßte seiner Geliebten Hand fester:

„Wie Friedensglocken aus einer anderen Welt klingen sie mir mit süßem Klang. Ja, mein heißes Flehen ist es: Friede auf Erden . . .“

Eine kurze heftige Krankheit erfaßte wenige Wochen darauf den Geistlichen. Er war ihr nicht gewachsen. Der Herr leitete ihn wie einen Träumenden in dunkler Winternacht in den Morgenglanz der Ewigkeit. Das Kirchenbuch schreibt als letzte Eintragung über den Pestpfarrer: „Am 13. Februar 1602 ist Jakobus Lange in Gott selig entschlafen. Er hinterließ viele Schulden und neun unerzogene Kinder mit der Witwe.“

Blätter des Evangelischen Bundes

Beilage zum Evangelischen Volksblatt

Herausgegeben vom Ost- und Westpreußischen Hauptverein des Evangelischen Bundes.

Schriftleitung: Bundespfarrer Fr. Werner, Königsberg Pr., Leostr. 39.

Was wir Evangelischen in der Heimat erst lernen müssen.

Herr, gib mir Feinde, dann und wann, Sattsein macht stumpf und träge“, an dieses Dichterwort ward ausnahmslos jeder Teilnehmer an der Danziger Generalversammlung des Evangelischen Bundes vom 7. bis 11. Juni erinnert. Ringendes Deutschtum und ebenso ringendes evangelisches Christentum, das sind die Kennzeichen Danziger Lebens. Aber wunderbar, wer das sieht, merkt sogleich, wie Not fördern kann. Und das ist der Hauptgewinn, den alle Teilnehmer aus Ost und West, von Bayern bis Schleswig, von Aachen bis Tilsit hier mitnehmen dürfen. Man sah es den Danzigern, die unsere große Versammlung mitmachten, förmlich an, wie ihnen das eine Stärkung war, daß die Brüder aus dem Reich mehrmals das Bekenntnis ablegten: Wir lassen Euch nicht, sondern bleiben auf ewig Euch verbunden. Außeres Zeichen für diese Freude war die geradezu ungeheure Massenbeteiligung bei sämtlichen Veranstaltungen. Schon beim Begrüßungsabend, den der Senat der Freien Stadt Danzig im Urushof bereitet hatte, kam diese Freude und innere Verbundenheit in den beredten Worten des Senatspräsidenten Dr. Sahn zum Ausdruck. Am nächsten Tage war die Marienkirche von mehreren tausend Menschen bis auf den letzten Stehplatz anlässlich der Bach-Brahms-Vesper gefüllt. Ein ähnliches Bild bot der Begrüßungsabend am selben Tage, obwohl nur Abordnungen der Danziger Korporationen und Vereine geladen waren. Den Höhepunkt der Tagung bildete der Volksabend in der Messehalle am Sonnabend, an dem Generalsuperintendent D. Dibelius = Berlin über das Evangelium als die Kraft zur Einigung für Volk und Christenheit sprach.*) Wieder war's für alle Festteilnehmer geradezu ein Erlebnis, daß das harte Schicksal Danzigs hier gedeutet wurde durch die Worte: „Wenn alles wankt und bricht, Gott verläßt uns nicht“. Da war mit einem Schlage klar, wie das Evangelium einerseits Grundlage jedes wahren Volkstums, andererseits innerstes Band für getrennte Volksgenossen ist. Da wurde klar, daß nur Toren gegenüber religiösem Gut die Würde gleichgültig sein können, und ebenso einleuchtend, daß Christen dem Gut gegenüber, das Gott ihnen mit Staat und Volk geschenkt hat, in keiner Weise gleichgültig sein dürfen.

Diese Grundgedanken durchzogen überhaupt die ganze Tagung und wurden noch einmal den ungezählten tausenden von Kirchenbesuchern, die am Sonntag die Festgottesdienste in allen Danziger und Dorfkirchen um Danzig herum besuchten, von den Festteilnehmern eindringlich nahegebracht. Und wer es nicht glauben wollte, daß große Tagungen nicht zum Vergnügen der Veranstalter, sondern zum praktischen Segen für die Orte eingerichtet sind, an denen große evangelische Vereinigungen ihre Feste feiern, der konnte sich am Sonntag Nachmittag in Oliva davon überzeugen. Dort waren 10 bis 15 000 evangelische Danziger dem Ruf zu einer ganz schlichten, aber sehr ernstesten Kundgebung gefolgt. Da war kein Organisationsgelüste, da hatte nur innere Freude am gemeinsamen Glaubensgut eben jene Tausende zusammengeführt und zwar obwohl der Himmel schon lange drohte und drückende Schwüle über der Gegend lag. Und noch einmal erlebten wir's, wie Evangelium und Volkstum innerlichst miteinander verbunden sind und wie Bekennermut gerade erwacht, wenn Volkstum oder evangelisches Christentum unter Not und Bedrückung stehen. Das war da, als uns Poppot bei strömendem Regen am Mon-

tag empfing und uns nach eindrucksvoller Kundgebung in der Erlöserkirche den Abschied bereitete.

So manchem kam wohl während der ganzen Tagung immer wieder von neuem der Gedanke: Muß auch erst über die evangelische Christenheit in der Heimat solch bittere Not kommen, damit wir die Treue lernen, die unsere Väter hatten die wir aber in der Gegenwart so lebendig wie die Danziger nicht kennen?

Das Evangelium als Kraft der Einigung für Volk und Christenheit.

Von D. Dr. Dibelius, Generalsuperintendent der Kurmark.

Einigung — man braucht das Wort nur auszusprechen, und es antwortet aus jedem deutschen Herzen ein Echo der Klage. Denn das Einzige, worin alle Deutschen wirklich einig sind, ist eben die Klage über ihre Uneinigkeit. An den 31 Parteien bei einer Reichstagswahl hat schlechterdings niemand Freude. Während die „Bürgerlichen“ über ihre Zersplitterung jammern, trauern die „Arbeiterparteien“ um den großen Riß, der durch das Proletariat geht. Streit und Zersplitterung gehen mit, durch welche Gebiete des Lebens man auch wandert. Es ist, als stünde über dem öffentlichen Leben Deutschlands als täglich neu zu lösendes Preisrätsel: wie man sich gegenseitig am wirksamsten bekämpft?

Als auf dem letzten kurmärkischen Kirchentag einer der evangelischen Brüder aus dem polnischen Abtretungsgebiet schlicht und selbstverständlich sagte: bei ihnen gebe es unter den Deutschen keine Parteien und innerhalb der evangelischen Kirche keine organisierten Richtungen und Gruppen — da ging eine Bewegung durch die ganze, große Versammlung. Ja, hier ist die Stelle, wo wir in Deutschland sterblich sind!

Aber es handelt sich doch nicht nur um unsere Zerrissenheit! Die Klage über Streit und Zwiespalt geht durch die ganze Welt! Wer die Weltkonferenz von Stockholm miterlebt hat, dem klingt noch die Rede Selma Lagerlöfs im Ohr. Sie schlug das Thema ihres großen Romans „Jerusalem“ noch einmal an. Die Amerikanerin ist bei jenem furchtbaren Schiffsunglück auf dem Atlantischen Ozean am Ertrinken. Da hört sie ganz unvermittelt eine gewaltige Stimme, wie die Stimme Gottes: „Sterben ist leicht. Leben ist schwer! Eins nur kann das Leben leichter machen: Einigkeit, Einigkeit, Einigkeit!“ —

Hat nicht einer gesagt: wir stünden im Untergang des Abendlandes? Wenn es nun wirklich so wäre? Wenn wir ein Geschlecht wären, zum Sterben bestimmt, aber vorerst — denn es stirbt sich nicht so schnell — vorerst noch zum Leben gezwungen. Wie rief doch die gewaltige Stimme? „Sterben ist leicht, Leben ist schwer! Eins nur kann das Leben leichter machen: Einigkeit!“ Das Untergehen wird einmal leicht sein! Aber das Leben des Abendlandes, solange es noch da ist, das ist schwer. Und damit es leichter werde — solange ihr noch lebt — bevor euer Sterben beginnt: Einigkeit, Einigkeit, Einigkeit!

Alle menschliche Zersplitterung entspringt dem Eigenwillen des Menschen — also dem Bestreben, sich körperlich und geistig inmitten der anderen zu behaupten, zu entfalten und durchzusetzen. Dabei ist der Mensch nicht nur und nicht zuerst ein Einzelner. Er ist, bewußt oder unbewußt, immer zugleich Glied einer Gemeinschaft, einer Familie, einer Sippe, eines Stammes, eines Volkes. In dieser Gemeinschaft und mit dieser Gemeinschaft sich durchzusetzen — das ist ihm Ziel und Inhalt des Lebens.

In diesem Streben nach Behauptung und Entfaltung des eigenen Selbst liegt Recht und Unrecht, Bejahung und Verneinung des göttlichen Schöpferwillens zugleich.

*) Wir bringen das Wichtigste aus dem Vortrag nachstehend, da er dringender Beachtung wert ist.

Christlicher Glaube weiß nichts von der Lebensverneinung des Buddhismus. Daß der Mensch lebe, daß er sei, was er sei, daß er die Erde sich untertan mache — das ist grundlegendes Gebot des Schöpfers. Nicht Ertötung und nicht Schablonisierung des Lebens, sondern Entfaltung der Eigenart! Das gilt für den Einzelnen. Das gilt auch für die Völker und für die Kirchen. Ein jegliches nach seiner Art! — das ist der Rehrhein auf dem ersten Blatt der Bibel. Es ist einer der tiefsten und der wichtigsten Gedanken der Schöpfungsgeschichte . . .

Wenn Paulus schreibt, daß er den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche geworden sei, um sie für das Evangelium zu gewinnen, so heißt das nur, daß er eingegangen sei auf die besonderen Gesichtspunkte und Gewohnheiten jeder Rasse und Religion um seines Missionsauftrages willen. Aber es heißt nicht, daß er ein blasierter Mitteleuropäer geworden sei ohne eigenen nationalen Charakter . . .

Nein: ein jegliches nach seiner Art! Das ist nicht abendländische Zivilisation und nicht Pan-Europäertum! Das ist das göttliche Recht der Muttersprache und der angestammten Art. Unter allen Verbrechen, die Menschen gegen Menschen begehen können, ist das furchterlichste und gemeinste das, das jetzt Mussolini an den Deutschen Südtirol zu begehen versucht: einem Menschen mit Gewalt seine Muttersprache und seine angestammte Art zu entreißen, seinen Familiennamen zu verwischen, die Grabchriften seiner Vorfahren auf den Friedhöfen nachträglich unzugänglich und ihn so gewaltsam zu etwas zu machen, was er nicht ist.

Befahrung der Eigenart, zu der wir geboren sind, ist aber nicht nur gottgewolltes Recht, es ist zugleich die ständige Versuchung des Menschen. Denn: wo ist die Grenze, an der das Recht aufhört und das Unrecht beginnt? Wo läuft die Scheidelinie zwischen dem Gehorsam gegen Gottes schöpferisches Ja und zwischen dem Nein, das dieser selbe Gott der Selbstsucht, der Urjünde der Menschheit, entgegenscheidet? Hier versagen alle äußeren Maßstäbe.

Der Ausgleich kann nur kommen von Innen her. Er kann nur kommen auf dem Wege einer Freiheit, die sich selbst ihre Schranken zieht.

Diese Schranken müssen zunächst aus dem Glauben kommen. Was der Mensch, was ein Volk, was eine Kirche tut, um ihrer selbst willen, ist immer Sünde, weil es Selbstsucht ist. Es gibt keinen „heiligen Egoismus“. Auch für ein Volk nicht. Und eine Kirche, die Selbstzweck ist, hat der Teufel gebaut! Nur was gelebt und entfaltet wird in dem Glauben, daß Gott diese Entfaltung will, daß sie sich damit einordnet in den Gesamtplan seiner Schöpfung — nur das hat ein sittliches Recht.

Zum Glauben tritt der Respekt vor der Art des anderen, der gleichzeitig die Erkenntnis der eigenen Grenzen bedeutet. Wer einen Auftrag von Gott hat, der weiß, daß dieser Auftrag bei ihm in unheiligen Händen und in einem tausendfach begrenzten und gebundenen Willen ruht.

Zu dem Respekt vor den anderen kommt endlich die Liebe zu denen, die desselben himmlischen Vaters Kinder sind und an denen der Dienst geübt werden muß, mit dem wir den Schöpfer verherrlichen sollen. Liebe heißt nicht, aus Rücksicht auf die anderen von dem lassen, was man zu tun innerlich genötigt ist. Aber Liebe heißt: die Verantwortung für die anderen immer mitemden, wenn man an sich selbst und sein Leben denkt. Diese Verantwortung allein kann in die Selbstentfaltung des Einzelnen und der Völker die Zucht hineintragen, die sie vor der Ausartung in einen massiven Egoismus schützt.

Wo diese Kräfte lebendig sind, der Glaube an die gottgegebene Mission, der Respekt vor den Anderen, die gleichen Rechte sind, und die Verantwortung der Liebe — da wird zwar nicht ohne weiteres eine Welt voll lauter Friede und Einigkeit anbrechen. Da werden Kämpfe geführt werden wie nur je. Aber die Kämpfe werden nicht unüberbrückbare Klüfte aufreißen, sie werden nicht zu hoffnungslosen Zerrissenheiten führen.

Glaube, Respekt vor dem anderen, Verantwortung und Liebe — wer hört nicht, wenn diese Worte gesprochen

werden, einen alten vertrauten Klang? Was sind diese Worte anderes als die Beschreibung dessen, was wir zusammenfassen in das eine Wort: das Evangelium? Wir haben sie entwickelt aus der Sache heraus. Aber sie sind in Wahrheit nichts anderes als das Evangelium, wie wir es seit Luther neu verstehen. „Was nicht aus dem Glauben geht, ist Sünde“ — sagt Paulus (Römer Kap. 14.) Umgekehrt: was aus dem Glauben geschieht, das ist das gottgewollte Recht des Menschen!

Es ist der Geist des Evangeliums selbst, in dem die Kräfte der Einigung beschlossen liegen. Wo dieser Geist eine wirkliche Macht wird, wo das Kreuz von Golgatha gewaltig aufsteht vor den Herzen der Menschen, da mag es Revolutionen geben, innen und außen, da mag es durch Kämpfe und Feuerbrände hindurchgehen — am Ende steht doch immer der Triumphgesang: er hat aus den Streitenden eine Einheit gemacht! Der Baum ist niedergebrochen! Christus ist unser Friede!

Wer die Einheit will — hier ist der Weg!

Die erste große Probe darauf, ob wir die einigende Kraft gemeinsamen Verantwortungsgefühls besitzen oder nicht, ist die Frage der Kirche! Bleibt es dabei, daß der deutsche Protestant sich mit seiner Privatfrömmigkeit begnügt und die alte Angst davor behält, daß eine evangelische Kirche die Verantwortung für das Gesamtleben des Volkes kraftvoll in die Hand nehmen könnte — dann ist das Salz dumm geworden! Dann hat der Protestantismus keine Zukunft mehr! Dann wird Deutschland das Opfer anarchistischer Kräfte werden. Es wird immer tiefer in seine Zerrissenheit versinken. Zeigen wir aber, daß wir Glauben, gegenseitigen Respekt, Verantwortung und Liebe darin bewahren, daß wir als evangelische Kirche zusammenstehen — dann ist die Zukunft gewonnen! Dann ist die Hoffnung da auf mehr Einigung und Einigkeit im deutschen Volk, als wir sie gegenwärtig haben!

Das unterscheidet die Kirche von der Sekte, daß sie den Respekt hat vor der Art der andern! Eine Sekte ist eng, eine wirkliche Kirche ist immer weit!

Von der Kirche aus geht diese Kraft der Einigung auf die anderen Lebensgebiete über. Was bindet uns mit den Brüdern und Schwestern aus den abgetretenen Gebieten zusammen? Blut will zu Blut! Aber die politischen Grenzen hindern das Zusammenkommen. Die Hoffnung, die unerträglichen Grenzen in absehbarer Zeit geändert zu sehen, ist gering. Es ist der gemeinsame Glaube, der uns trotz aller politischen Trennungen miteinander verbunden hält. Der Glaube kennt keine Grenzen.

Und ist es nicht die einigende Kraft des Evangeliums, das Kirche geworden ist, was verbindend und versöhnend wirkt im Kampf der Klassen miteinander? Wir sind in Deutschland erst in den Anfängen. Daß wie in England bei sechsmonatigem erbittertem Grubenarbeiterstreik Unternehmer und Arbeiter in den kleinen Landgemeinden friedlich miteinander auf der Kirchbank sitzen — das haben wir in Deutschland noch kaum erlebt. Aber die Anfänge sind doch da!

Das Bewußtsein dämmert auf, daß es keine andere Stätte auf der Welt gibt, an der Bürgerliche und Arbeiter, schwarzweißrot und schwarzrotgold, reich und arm unbefangen zusammen sein können als an der Stätte, an der das Evangelium gepredigt wird und an der nichts weiter gilt, als das Evangelium von Jesus Christus ganz allein!

Das Evangelium, die Kraft der Einigung für Volk und Christenheit!

Die große Frage ist einzig und allein die, ob das Evangelium bei uns eine wirkliche Kraft ist! Glauben wir nur, daß wir glauben, oder hat Jesus Christus von unserem Leben Besitz ergriffen? — das ist die Frage! Wo die Lösung heißt: „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben!“ — da ist die Kraft des lebendigen Gottes auf dem Plan! Da stehen aus lauter Zerrissenheit Einigung, Versöhnung und Friede auf!

Nachrichten aus unserm Elbinger Kirchenkreis. Ausflug der Frauenhilfen St. Annen und St. Marien aus Elbing.

Am Montag, den 25. Juni unternahmen die Frauenhilfen von St. Annen und von St. Marien einen gemeinsamen Ausflug nach Kahlberg. Viele Mitglieder waren der Einladung freudig gefolgt. Ueber 200 Teilnehmer hatten sich auf dem Dampfer „Preußen“ eingefunden. Ein langer Pfiff der Maschine, dann ging's fort — wir fuhren hinein in den lachenden Sonnenschein. Fröhlich plaudernd saß man beisammen und der Blick glitt hinaus auf die schimmernde Wasserfläche. Das Schiff, welches das Ufer säumte, rauschte spielend im Winde. Doch weiter fuhr der Dampfer in das wogende Gaff. Die brausenden Wellen wiegten das Schiff auf und nieder, immer stärker, so daß fast alle einen festen Sitzplatz aufsuchten. Nur wenige Teilnehmer standen am Bug des Dampfers und freuten sich am Schaufeln des Schiffes. Die frische Luft gab Appetit, und man ließ sich das Frühstück wohl schmecken. Viel zu schnell tauchte Kahlberg auf, grüßte, von Walbesgrün umkränzt, aus der Ferne. Schon wehte würziger Tannenduft uns entgegen, dann lag es vor uns, das meerumspülte Kahlberg. — Ein kurzer Fußweg und in der Gaststätte „Kahlberg“ nahm man sein Mittagbrot ein, um sich für den Tag tüchtig zu stärken. Dann bestellte Herr Pfarrer Gröbe aus Pröbbernau Grüße von der dortigen Frauenhilfe und wünschte dem Ausflug der beiden Frauenhilfen ein gutes Gelingen. Frau Pfarrer Bergan dankte dann im Namen beider Frauenhilfen für die überbrachten Grüße und sprach ihre besondere Freude darüber aus über die rege Beteiligung am Ausfluge. Das prächtige Wetter lockte uns wieder hinaus, und wir begaben uns an den schimmernden Strand. Das Auge erfreut sich an den Wellen, die ruhelos auf und abwogten. Weil es etwas kühl am Strande war, zerstreuten sich die Teilnehmer und suchten geschützte Plätzchen hinter der Düne auf. Wunder schön saß es sich in warmen Sonnenschein auf einer moosigen Stelle in der Nähe des Leuchtturms, die sich ein Teil der Mitglieder zum Ruhen ausgesucht hatte. Fröhlich klangen einige Volkslieder in den schönen Sommertag hinein. Nach dieser Ruhepause strömten wieder alle Teilnehmer herbei und sammelten sich in der Gaststätte „Konfordia“ zum Kaffeetrinken. „Der alte Brauch wird nicht gebrochen, Familien können Kaffee kochen“. So war es auch hier. Man konnte sich eine große Kanne voll Kaffee „aufbrühen“ lassen. Nach dem Kaffeetrinken gedachte man der Lieben, die nicht am Ausfluge hatten teilnehmen können und eine Menge Karten sandten Kahlberger Grüße aus. Nun begann eine kleine Wandertour nach der „Raddig“-Schweiz. Eine schöne Stelle lud uns zum Ruhen ein. Herr Pfarrer Bierzig, der erst am Nachmittag mit dem zweiten Dampfer eingetroffen war, hielt den Frauenhilfen in freier Gottesnatur eine kurze Andacht über die tätige Nächstenliebe im Christenleben. Zum Anfang und Schluß sangen wir gemeinsam von dem Liebe: „Liebe, die du mich zum Bilde . . .“ Nachdem Frau Pfarrer Bergan die Anwesenden durch den Vortrag von zwei schönen Liedern erfreut hatte, wanderte man durch die „Raddig“-Schweiz nochmals an den Strand. Wir grüßten noch einmal das wogende Meer, in das die Abendsonne ihre Strahlen tauchte. Auf waldbumsäumten Wegen kamen wir in den Kurpark und verweilten noch, um den Zauber der Abenddämmerung zu genießen. Dann ging es wieder zum Dampfer „Preußen“, der uns heimtrug. In unser aller Herzen aber war wohl inniger Dank für den herrlichen Tag, der uns beschert worden war. U. J.

Die praktische Gestaltung der Knabenarbeit in der Heil. Drei Königen Gemeinde.

Während ich diese Zeilen schreibe, sind schon 25 frische Jungen aus unserer Heil. Drei Königen Gemeinde vom Alten Ev. Männer- und Jünglingsverein zur Heimat in der Ferien-Freizeit in Cadinen. Als Unterkräftsräum dient unsern Jungen, die im Alter von 10—14 Jahren stehen, die frühere kaiserliche Wachtube, die der Verwalter der Herrschaft Cadinen, unser Ehrenmitglied Herr Geheimrat von Exdorf uns zur Verfügung gestellt hat. Frisch,

fröhlich, fromm und frei, so steht es als Losung über dieser Freizeit. Und die Freude der Jungen! Fast fieberhaft wurden die Juli-Tage herbeigesehnt. Es ist nicht zu verkennen, daß durch solche Knabenarbeit wertvolle soziale Arbeit geleistet wird. Wie fein ist es, wenn drei Wochen lang die Knaben aus verschiedenen Ständen und Schulen auf gleichem Lager schlafen, aus einer Küche essen, dieselben Freuden teilen und zu den einzelnen kleinen Dienstleistungen herangezogen werden. Wie notwendig ist doch die Knabenarbeit! Gerade in den letzten Jahren ist ein schwerer Kampf um die Knabenwelt geführt worden. In allen möglichen Organisationen wird heute Knabenarbeit getrieben. Oftmals nur darum, um einen entsprechenden Nachwuchs zu erziehen. Es ist aber wichtig, daß wir unsere Knabenarbeit ganz im Rahmen des evangelischen Vereinswerkes pflegen und auf keinen Fall Freischaren entstehen lassen. Nur dann ist eine gesicherte und planmäßige Arbeit möglich. Die Knabenarbeit ist keine Konkurrenz des Kindergottesdienstes. Sie will auf Grund ihrer ganz bestimmten Eigenart bewußt eine Ergänzung der genannten Einrichtung sein. Der Junge in der Knabenschar oder „Jungchar“ genannt, soll nicht nur das Objekt sein, an dem etwas getan wird, sondern die Kunst wird sich darin beweisen, möglichst viele Knaben in irgend einer Weise verantwortlich mitarbeiten zu lassen. Damit geht die Jungchar über den Rahmen des Kindergottesdienstes hinaus. Wir wachen darüber, daß die Knaben auch weiterhin den Kindergottesdienst besuchen, damit sie sich des Zusammenhanges mit der christlichen Gemeinde bewußt werden sollen. Die Zusammenkünfte der Jungchar finden auch nur an Wochentagen statt (Sonabend von 4 Uhr). Der tiefste Kern der Jungchararbeit besteht aber darin, daß in ihr versucht wird, den Knaben zur Bibel zu führen. Unsere Jungchararbeit steht unter der Verheißung des Heilandes „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht“. Die Jungcharstunde findet da ihren letzten Inhalt, wo sie die Hindernisse von Schuld und Sünde aus dem Wege räumen darf, die den Jungen hindert, zum Heiland zu kommen. In unserm evangelischen Jungmännerwerk werden regelmäßig in 930 Jungscharen zirka 41 000 Knaben gesammelt. Die „Junge Schar“, die Zeitschrift für diese Altersgruppe, erscheint wöchentlich in einer Auflage von 35 000. Diese Zahlen sollen genügen, um die Daseinsberechtigung und die Notwendigkeit der Jungchar zu beweisen.

Ich würde mich freuen, wenn diese Zeilen ein Mutterherz oder Vaterherz bewegen würden, ihren eigenen Jungen, oder aus dem Verwandten- und Bekanntenkreise der Jungchar zuzuführen. Helfen Sie mit, am weiteren Aufbau dieses Jungcharwerkes zur Ehre Gottes und zur Freude der Menschen, die doch nichts lieber sehen, als ein paar frische, helle, reine Jungenaugen. Martin Luther schrieb 1524 an die Ratsherren aller Städte deutschen Landes Denn es ist eine ernste und große Sache, die Christo und aller Welt viel anliegt, daß wir dem jungen Volk helfen und raten.“

Darum auf zur frischen Tat und mutig voran!

P. Uwis, Jungcharführer.

Pomehren-dorf.

Getauft: Heinz Herbert Binding aus Pomehren-dorf.

Gestorben: Der Altizier August Fittkau aus Wolfs-dorf-Höhe am 20. Juni im Alter von 78 Jahren; ferner der Altizier Michael Ehler aus Groß-Stoboy am 22. Juni im Alter von 76 Jahren. Sie waren beide außer-ordentlich fleißige, praktisch veranlagte Männer, die sich durch ihre Tüchtigkeit emporgearbeitet haben. Auch als treue Mitglieder unserer Kirchengemeinde sowie als schlichte evangelische Christen haben sie sich wohlbevährt. Sie ruhen in Frieden, und das ewige Licht leuchte ihnen!

Der Evangelische Oberkirchenrat hat den Termin für die Neuwahl der kirchlichen Körperschaften auf den 17., 18. und 19. November festgesetzt, d. h. einer von diesen Tagen kann vom Gemeindefkirchenrat als Wahltag bestimmt werden. Es ist selbstverständlich, daß in unserer kleinen

Landgemeinde am 18. November, einem Sonntag, die kirchlichen Wahlen stattfinden.

Am 23. Juni ging über unsere Gegend ein starker Platzregen mit Hagelschlag nieder, ohne viel Schaden anzurichten. Stellenweise scheint allerdings der Roggen, der gerade in der Blüte begriffen war, gelitten zu haben. Von diesen Feldern wird wahrscheinlich der Körnerertrag recht gering sein. Endlich ist nun auch mit der Heu- und Futterernte begonnen worden (anfangs Juli). Die Erträge lassen überall nach Menge und Beschaffenheit viel zu wünschen übrig. Die Kartoffeln sind auf den schweren Böden kaum aufgegangen. Auch die Frühkartoffeln sind auf den Lehmböden noch sehr weit zurück gegen sonst. In der zweiten Hälfte des Juli konnte man meistens schon frische Kartoffeln auf den Tisch bringen. Diesmal wird man damit wohl bis zum halben August warten müssen. Trotz der späten Entwicklung aller Getreidearten und Hackfrüchte kann die Ernte doch noch ziemlich befriedigend werden, wenn das Wetter günstig ist. Auch kann ein ergiebiger zweiter Wiesen- und Futterertrag noch vieles gut machen.

Am 1. Juli trat Herr Revierförster Ballerstädt aus Schönmoor in den Ruhestand, da ein hartnäckiges Herzleiden ihm bei der Ausübung seines anstrengenden Berufs dauernd hinderlich war. Wenn Herr B. auch niemals Mitglied der kirchlichen Körperschaften gewesen ist, zeigte er doch für alle kirchlichen Angelegenheiten ein starkes Interesse. Möge es dem treu evangelischen und deutschen Mann durch Gottes Gnade vergönnt sein, seinen Gesundheitszustand erstarben zu sehen und in ungetrübtem Wohlergehen zu einem ruhigen Alter zu gelangen! Er stand viele Jahre an der Spitze des Rapendorfer Kriegervereins und hat sich um diesen Verein sehr verdient gemacht. Seinen Wohnsitz hat er nach Elbing verlegt, wo er ein Haus besitzt.

Fr. Mark.

Getraut wurden am 3. Juli d. Js. der Gewerbesoberlehrer Paul Albrecht aus Elbing und die Tochter des Hofbesizers Wilhelm Kunkel, Erna Charlotte Kunkel aus Plohn.

Am 2. Juli wurde auf unserm Friedhof der am 28. Juni im Alter von 81 Jahren verstorbene Rentier Konrad Hinz aus Grünau-Höhe beerdigt. Der Entschlafene hat 30 Jahre lang in unserer Kirchengemeinde als Besitzer vom Lindenhof (Abbau Fr. Mark) gewohnt. Er hatte den Krieg in den Jahren 1870/71 mitgemacht und hatte im Kampf für das Vaterland damals eine schwere Verwundung erlitten, an welcher er ein ganzes Jahr in einem Lazarett am Rhein liegen mußte. Als Besitzer vom Lindenhof ist er 16 Jahre lang Gemeindevorsteher gewesen und hat auch einige Jahre dem Kreisrat unseres Elbinger Landkreises angehört. Im April dieses Jahres hat er mit seiner Ehefrau noch das Fest der goldenen Hochzeit feiern können.

Am 5. Juli wurde auf unserm Friedhof die am 1. Juli im Alter von 87 Jahren verstorbene Altsitzerin Frau Anna Brien geb. Ruhn aus Alt-Rußfeld beerdigt. Im Tode kehrte sie noch einmal in ihre alte Heimatkirche ein, in der sie einst getauft, eingeseget und getraut worden ist. Von 1840, dem Jahre ihrer Geburt an, bis 1908, dem Jahre ihres Fortzugs aus Woeklit, hat die Entschlafene in unserer Kirchengemeinde gewohnt. Auch ihr war es vergönnt, im Jahre 1914 mit ihrem Manne das Fest der Goldenen Hochzeit zu feiern. — Der allmächtige Gott sei mit diesen beiden Entschlafenen und schenke ihnen seinen Frieden.

Am Sonntag, den 15. Juli wird, wie schon im vorigen Gemeindeblatt erwähnt, der Sonntagsgottesdienst um 9,30 Uhr vormittags in der Schule zu Woeklit gefeiert werden. — An demselben Tage findet um 2 Uhr nachmittag Versammlung des Cv. Jungmädchenvereins im Pfarrhaus statt.

Die nächste Zusammenkunft des Cv. Jungmännervereins findet am Sonntag, den 22. Juli statt.

Fortsetzung aus dem Chronikbericht über die Fr. Markker Kirche.

„Die Kirche besitzt vier silberne, zum Teil vergoldete Kelche, von denen der eine besonders merkwürdig ist. Er

ist 1504 verfertigt und auf dem Fuße steht folgende Inschrift: Dieser Kelch hat den preussischen Markt bei dem Elbinge. jocal MCCCCIII (d. h.: Dieser Kelch gehört nach Fr. Mark bei Elbing. Jahreszahl 1504). Er stammt also aus katholischen Zeiten her und war, da er schon gearbeitet und mit Edelsteinen verziert ist, ohne Zweifel ein Messkelch, befand sich aber viele Jahre nicht hier. Ein alter Mann erinnert sich noch sehr wohl, daß derselbe vom Rathe zu Elbing der Kirche wieder zugestellt wurde. — Im Jahre 1603 sind die Kirchenbücher hier selbst gestiftet und bis auf diese Zeit vollständig vorhanden, außer daß einige Blätter der ersten Jahre verloren gegangen sind. 1632 ist das alte Kirchdorf Serpien zur hiesigen Kirche eingepfarrt worden, hat sich auch bis jetzt stets zu derselben gehalten. In der Kirche befinden sich einige sehenswerte Dinge: Die schön gemalte Decke, die mitunter sehr ausdrucksvollen Gemälde an den Chören, die schöne Kanzel und Orgel, die zierliche Taufanstalt. In der Halle die aus katholischen Zeiten herrührenden Weichsteine, der schöne Altar, zur Rechten desselben die altmodischen Sitze, zur Linken der Herrenstand; vor dem Altar die alten Leichensteine, welche die Grabmäler und Särge verstorbener Prediger verdecken. Es befindet sich auch unter einem Stein das Grabmal des alten Geschlechts der Herren von Bodeck, wie dies die an den Wänden befindlichen Schilder und Wappen zeigen; das älteste ist von 1662, und im Ganzen sind 6 vorhanden. Ueber der Sakristei befindet sich ein Epitaphium, welches in zwei gemalten Feldern besteht. Das eine enthält Kriegsarmaturen und ein Wappen, nämlich ein Schwan im weißen Felde. Im andern das Epitaphium selbst zur rechten Seite, heißt: Gott zu Ehren und seiner Kirche zur Zierde hat der Wohlgeb. H. G. George Ferd. von Skal, gebürtig aus Schlesien, Sr. Majestät in Preußen bestallter Fähndrich von der Garde zu Fuß, welcher den 20. August 1706 in hiesiger Kirche begraben ward, . . . (Das Uebrige ist nicht mehr zu lesen). Nach dem Kirchenbuche ist Herr von Skal, als die brandenburgische Garde hier einquartiert war, im 23. Jahre seines Alters gestorben. Es ist auch hier selbst in der Kirche begraben der polnische Generalmajor Hans Christoph von Bardeleben. Er war Obrister des Kronprinzen Leib-Regiment und Kommandant der Festung Elbing. Das Andenken seiner ehrenvollen Beerdigung hat sich erhalten, ungeachtet dieselbe schon 1748 den 16. Juli stattfand. Die ihm vom Prediger Tolkemit gehaltene Standrede ist zweimal gedruckt worden. Als am 30. Mai dieses Jahres (also 1818!) der Leichenstein bei Erbnung des Fußbodens aufgehoben wurde, waren nur noch geringe Ueberreste vorhanden. Die andern Leichensteine geben Nachricht von einigen aus Familien gestorbenen Personen ums Jahr 1618. — Unter den Männern, welche sich der Kirche merkwürdig gemacht haben, sind die: Eske, Möller, Horn, Brackenhäuser, Tolkemit, Ramsen. Ersterer hat die Decke der Kirche ausmalen, der zweite die Orgel, der dritte das schöne Altar bauen lassen. Die zierliche Kanzel ließ der Bauer Hans Liedke vor beinahe hundert Jahren für 400 fl. errichten“.

(Fortsetzung folgt).

Geben.

Herr Kunz: „Ihre heutige Predigt über „Sparsamkeit“ hat einen guten Eindruck gemacht.“ — Pastor Hinz: „Danke für die Anerkennung. Die Kollekte beweist, daß Sie recht haben.“

Für Ehemänner.

Keine Frau kann die Last und Bürde der häuslichen Arbeiten und die Sorgen der Kindererziehung von früh bis spät allein tragen; sie muß darunter zusammenbrechen, wenn der Mann ihr nicht hilft. Wenn kein freundlicher Blick, kein anerkennendes Wort, keine Ermunterung die Aufopferung der Hausfrau belohnt, wo soll ihr auf die Dauer die freudige Hingabe herkommen, die zu treuer Erfüllung ihrer Aufgaben notwendig ist? Manches liebende Frauenherz ist mit der Zeit erstarrt bei dem Mangel an Freundlichkeit seitens des Gatten. Liebe alles Gute an deiner Frau, zeige ihr, daß du ihre Mühe anerkennst, sage es deiner Gattin, wie du sie liebst und achtest, solange sie noch bei dir ist. Manchem Manne ist das alles erst eingefallen, wenn es zu spät war, Versäumtes nachzuholen.

Kalenderbrief.

16. Juli: J. Chr. Blumhardt 1805.
17. Juli: Luther wird Mönch 1505.
18. Juli: Bullinger 1504.
19. Juli: Königin Luise † 1810.
20. Juli: Petrarca 1304.
21. Juli: Julius Sturm 1816.

Mein lieber Willfried,

es hat mich tief erschüttert, daß Du meinst, es würde wohl mit unserem gemeinsamen Freund Adolf niemals mehr besser werden. Und Du hast ja recht mit dem, was Du von dem Unheimlichen einer solchen Geisteskrankheit sagst. Der Gedanke an Mächte, die das Neue Testament Dämonen nennt, kann dabei kommen. Es berührt mich eigentümlich, daß gerade jetzt in dieser Woche unser Kalenderbrief mit einem Mann beginnt, der Zeit seines Lebens mit Geisteskranken viel zu tun gehabt und der in das Wesen dieser Krankheiten tiefe Einblicke gehabt hat. Johann Christoph Blumhardt erlebte in schwerem Ringen an einer Geisteskranken einen durchschlagenden Sieg des Heilandes. „Jesus ist Sieger“ war von da an sein Lösungswort. Ohne sein Dazutun begann in seiner Gemeinde eine bald die ganze Gegend erfassende Bußbewegung, die durch große Nüchternheit ausgezeichnet war und tiefe Wirkungen auf das Volksleben ausübte. Heilungen Leiblicher und seelischer Krankheiten, die sich unge sucht einstellen, erschienen als selbstverständliche Folge des Sich-ganz-auf-Gott-stellen. Blumhardt wurde so der Mann, in dem sich für viele Menschen Verheißungen unseres Gottes erfüllten. Später zog er nach Bad Boll, wo er als ein Hausvater inmitten einer aus vielen Ländern sich um ihn sammelnden Gemeinde als lebensvoller Zeuge von der Erde und Himmel neuschaffenden Liebe Gottes bis in das Jahr 1880 lebte.

In ihm war wieder einmal deutlich geworden, daß es wahr ist, wenn Julius Sturm, der Zeitgenosse Blumhardts, vom Wort Gottes singt: „Du Wort, das noch in Kraft besteht, wenn Erd und Himmel untergeht.“

Die Worte stammen aus einem der fünf Gesangbuchlieder des Pfarrers Sturm, die in unserm Gesangbuch vorhanden sind. Sturm war so ein stiller Dichter, dessen sanftes Gemüt sich in seinen religiösen und in seinen Naturliedern offenbart.

Wenn ich so vom „stillen“ Dichter schreibe, so liegt darin nichts Herabsetzendes, weiß ich doch, daß gerade oft die stillen, zurückhaltenden Menschen Entscheidendes durch ihre stille Art vermögen. Man braucht ja nur an so manches Frauenleben zu denken. Zu einem gut Teil kann das vom Leben der Königin Luise besträtigt werden. Welche Seelenkraft muß diese große Frau besessen haben, wenn sie es fertig bekam, vor dem Blutmenschen Napoleon in Tilsit zu erscheinen und ihn um Gnade für ihr Volk zu bitten. Eiskalt hörte Napoleon die edle Frau an. „Wie konnte Preußen sich unterwerfen, mich anzugehen?“ „Sire“, erwiderte die Königin und hob die Augen, „dem Ruhme Friedrichs war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben.“ Aber sie hat sich ja nicht getäuscht, bald wurde es Licht und Napoleon mußte weichen.

Wie Petrarca in unseren Kalender gekommen ist, weiß ich nicht, aber er gehört nicht recht in diesen Kreis, in dem wir uns bewegen. Man hat diesen Italiener des 14. Jahrhunderts den ersten modernen Menschen genannt. Er gilt wohl mit Recht als der Begründer des sogenannten Humanismus. Das ist die Verkündigung edlen Menschentums. Es wird dieses Menschentum erreicht durch Befreiung des Einzelnen von dem Bann der Autorität und der mittelalterlichen Frömmigkeit. Petrarca kam zu dieser Lebensanschauung durch eifriges Studium der altrömischen Dichter und Schriftsteller, deren Wiederentdecker er geworden ist.

In ihm liegen die Wurzeln der Lebensanschauung, die man von katholischer Seite bis heute Luther unterzuschoben sucht. Luther sei schuld an der Lockerung der Autorität, die fabelhafte Jähzucht der meisten heutigen Menschen gehe auf ihn zurück, weil er selbst kein Ich so in den Vordergrund geschoben habe. Nein, nicht in der Reformation, sondern im Humanismus liegen die letzten

Gründe dafür. Natürlich nicht so plump und häßlich, wie man sie heute bei Menschen beobachten kann, die immerfort um ihr eigen Ich Karussell fahren, sondern tief im Anknüpfungspunkt verborgen. Bei Petrarca beginnt der Mensch das Maß aller Dinge zu werden. Gerade damit machte Luther Schluß. Ihm war es Ernst damit, Gott das Maß aller Dinge, auch seines eigenen Herzens sein zu lassen. Aus dieser Haltung heraus kann man zutiefst seinen Eintritt ins Kloster erklären.

Ein Jahr zuvor wurde Bullinger geboren. Er gehört also schon nicht mehr zu der begründenden Generation der Reformatoren, sondern mehr zur weiterführenden. Bullinger ist der Nachfolger des früh gefallenen Zwingli in Zürich gewesen. Mit ihm schien Zwingli wieder in die Stadt gekommen zu sein. Er war in der für Zürich so schweren Zeit ein ausgezeichnete Kirchenleiter. Bedeutsam ist bei ihm, daß er ähnlich wie Calvin einen fast unübersehbaren Briefwechsel mit fast allen protestantischen Theologen und Fürsten des damaligen Europa führte. Auf fast allen Einigungsverhandlungen des Protestantismus seiner Zeit hatte er eine führende Rolle.

In herzlichster Gemeinschaft Dein Gottfried.

Bibellesetafel.

6. Sonntag n. Trin. den 15. Juli 1928.

Evangelien: Matth. 5, 20—26 und Matth. 21, 28—32; Episteln: Röm. 6, 3—11 und Apostelgesch. 8, 26—38; Altes Testament: Psalm 1.

15. Juli 2. Röm. 24, 1—20. Gottes Gerichte brechen an.
16. Juli 2. Röm. 25, 1—13. Ihr habt nicht gewollt.
17. Juli 2. Röm. 25, 18—30. Führerlos.
18. Juli Micha 4, 1—5. Bei Gott ist Friede.
19. Juli Micha 6, 1—9. Der einfache Gottesweg.
20. Juli Micha 7, 1—9. Gott bleibt getru.
21. Juli Micha 7, 14—20. Wo ist ein Gott wie du?

Gebet vor dem Bibellesen.

HErr, öffne mir die Augen, daß ich sehe die Wunder deines Wortes sonnenklar, daß ich des goldnen Schatzes verd' gewahr und ihn zu heben glaubensvoll verstehe.

HErr, öffne mir die Ohren, daß ich höre des Hirten Stimm', die leise zu mir spricht! O rede, HErr! Gib du mir Unterricht, daß mich des Feinde Stimme nie betröbe.

HErr, öffne das Verstandnis, daß ich merke mit vollem Ernst auf dein untrüglich Wort, daß ich der Weisheit Fülle finde dort und daraus schöpfe Gnade, Licht und Stärke.

HErr, öffne mir das Herz, daß in mich dringe ganz tief hinein das heil'ge Samenorn. Befruchte es aus deines Geistes Born, damit es keime, wache, Früchte bringe! Rappard.

Das evangelische Schrifttum.

Das Jahr 1928 ist das Jahr der Presse. Die Internationale Presseausstellung, (Pressa), die in Köln im Mai des Jahres eröffnet wurde und bis zum Oktober den Besuchern aus aller Welt offen stehen wird, gibt ein anschauliches Bild davon, eine wie gewaltige Bedeutung das gedruckte Wort im Leben von heute besitzt. Die Presse in ihren mannigfaltigen Erscheinungen ist in den letzten Jahrzehnten zu einer Weltmacht herangewachsen. Sie steht nicht nur im Dienste der Nachrichten-Übermittlung und der Vermittlung von Belehrung und Wissen, sondern fast noch wichtiger und bedeutamer ist ihre Aufgabe im Kampfe um die Weltanschauung und um die großen Fragen des sittlichen und des öffentlichen Lebens. Alle die Mächte, die heute in unserem Volke und darüber hinaus in der ganzen Welt um die Durchsetzung ihrer Ziele kämpfen, bedienen sich des gedruckten Wortes als einer der mächtigsten Waffen zur Gewinnung der Massen. Die „Pressa“ gibt von diesem großen Geisteskampfe ein anschauliches Bild.

Im August werden nun in Köln, wo auch unsere evangelischen Blätter mit einer sehr eindrucksvollen Sonderschau vertreten sind, Schriftleiter und Freunde der evangelischen Pressearbeit sich sammeln zu erster Beratung der großen Aufgaben, die dem evangelischen Schrifttum gestellt sind. Die evangelischen Presseverbände, der Verband der Deutschen evangel. Sonntagspresse, zum ersten Male auch christliche Schriftleiter aus den evangel. Kirchen des Auslandes (Amerika, England, Frankreich, Schweiz usw.) werden sich zu dieser Tagung einfinden, um ihre Erfahrungen auszutauschen und über die großen gemeinsamen Zukunftsaufgaben zu sprechen.

Heimlos.

Im alten deutschen Volksliede „Wenn ich den Wanderer frage . . .“ klingt so unlagbar traurig des Wanderers Klage „Ich kann nicht nach Hause, hab' keine Heimat mehr!“ Für den gemüts tiefen Deutschen wohl das traurigste Los: ohne Heimat, ohne ein Daheim sein zu müssen! Das deutsche Haus, eine Stätte des Friedens, der Gemeinschaft im gegenseitigen Verstehen, eine Schutzburg deutscher Art, eine Quellstube der Gesundheit und Kraft, ist für Millionen Menschen von heute verloren. Der Gluck der Großstadt, vielfach auch schon der größeren Stadt ist's: daß sie einen Teil derer, die in ihr wohnen, heimlos und damit auch heimatlos werden läßt. Gewiß sind mit Ausnahme der Anflüsterer auch in der Weltstadt alle auf den Wohnungsämtern eingetragen mit einer bestimmten Wohnung, und doch ist ein großer Teil von ihnen heimlos. Der Raum, in dem sie in der arbeitsfreien Zeit sich aufhalten, in dem sie schlafen, ist kein Heim, in dem sie sich heimlich fühlen können, kein Ort, an dem Familienleben gedeihen kann.

Großstadt, Mietkasernen, dunkle, dumpfe Höfe, enge Wohnungen, Wohnküchen, Wohnlöcher — das sind für Ungeahnte in der Großstadt Begriffe, die sie zusammen denken müssen, weil mit ihnen ihr Schicksal, ihr Lebens- elend aufs engste verknüpft ist. Seit mehr als 25 Jahren arbeite ich als Pastor unter Arbeitern, jetzt bald 12 Jahre in einer Arbeitergemeinde im Norden Berlins; da habe ich gelernt, den Arbeiter, den kleinen Beamten zu verstehen in ganzen Jammer seiner Heimlosigkeit. Einige Schlaglichter aus den Erfahrungen in Berlin N.: „Herr Pastor, bitte kommen Sie zur Nottaufe zu N. N. Wohnung: H.-Straße Nr. . . ., 4. Hof, 10. Portal, 5 Treppen.“ Man stelle sich das vor: der Fabrik gegenüber die Mietkaserne, ein Torweg führt durch das Haus auf den ersten Hof, wieder eine Durchfahrt durch das erste Quergebäude auf den zweiten Hof usw. Wir stehen vor Portal 10, auf engen Treppen geht es hinauf zur Wohnung: Kammer und Küche! Eltern und 4 Kinder, das jüngste zur Nottaufe gemeldet. In der Küche noch ein Schlafbrüder. Oder: ich werde gebeten, ein elendes Kind unterzubringen, „da es in Gefahr stehe, an Leib und Seele zugrunde zu gehen“. Das ist zu verstehen: in Kammer und Küche wohnen zwei Familien zusammen, elf Köpfe. Dabei erfahre ich, daß in einer ebensolchen Wohnung meiner Gemeinde (Kammer und Küche) zusammen hausen eine Mutter mit ihren zwei jungverheirateten Töchtern, deren Männern und Kindern und mit noch anderen: 10 Personen.

Seit Jahren verwalte ich das Ev. Wohlfahrtsamt im Bezirk Wedding, dem Arbeiterviertel im Norden Berlins. Die Fülle des Elends, die ich hier zu sehen bekomme, ist so groß, daß ich mich oft wundere, daß ich noch fröhlich sein kann. Einer der Ärzte einer städt. Rettungstelle meldet mir besonders schwere Fälle, die vor allem auch seelsorgerische Behandlung erfordern. Da wird der Arzt zu einem 19jährigen Kranken gerufen, der in einer Kellerwohnung liegt. 2 Betten sind vorhanden. 3 Kinder und 3 Erwachsene, verheiratet und unverheiratet, teilen sich darin.

Man versuche nur einmal, sich alle gesündlichen, sittlichen Folgen dieser entsetzlichen Wohnungsnot vorzustellen — man lernt verstehen. Erhalte ich Besuch aus dem Inland oder Ausland, dann führe ich ihn hindurch durch die Mietkasernen des Nordens. Die Höfe eng, dunkel, dumpf, asphaltiert. — der Spielplatz der Kinder! An der Wand die Mischkästen. Hier verleben Zehntausende ihre Kindheit, von hier aus wandern sie in die Fabriken, hierher kehren sie abends müde zurück.

Heimlos! Wer mag den Jammer fassen, den dieses eine Wort in sich schließt? Gewiß, oft sind sie noch froh, wenn sie auch nur eine Wohnküche ihr eigen nennen — die jungen Paare, die zu vielen Hunderten nach der Hochzeit bei den Eltern „mit“ wohnen müssen; die Alten, die überall „zu viel sind“ in den engen Wohnungen der Kinder; und doch, das ist kein Leben, das sich in diesen „Wohnungen“ der Mietkasernen abspielt — abspielt eigentlich nur in den Abendstunden und an den Sonntagen. Vater und Mutter gehen auf Arbeit, oft schon recht früh von Hause fort, da der Weg zur Arbeitsstätte

weit ist; entsprechend spät kommen sie abends zurück. Sind die Kinder klein, so werden sie während der Arbeitszeit der Eltern in einer Krippe, einem Kindergarten oder Kinderhort untergebracht, oder Nachbarn nehmen sich ihrer an; später gehen sie dann zur Schule und an den freien Nachmittagen spielen sie auf der Straße oder auf dem Hof, bis die Eltern von der Arbeit zurückkehren: abgetrieben, ermattet, nervös, unfähig, aber auch unglücklich Gemeinschaft mit den Kindern zu pflegen. Sonntags wird ausgeschlafen oder ausgelassen; zum Schlafen mag die Wohnung notgedrungen ausreichen, aber nicht dazu, trauliche Stunden im Kreis der Familie in ihr zu verleben; die Völkerwanderung der Großstädter an den Sonntagen hinaus ins Grüne ist einfach die Folge ihres heimatlosen Wohnens; sie ist Sitte geworden, weil der Mietkasernenbewohner seit Generationen nichts anderes kennt als dies heimlose Vegetieren. Von hier aus ist so manches zu verstehen, was dem, der unter geordneten Verhältnissen aufgewachsen ist, unverständlich, häßlich, abstoßend erscheint. Man ist entrüstet über den Staat, den vor allem junge Arbeiter und Arbeiterinnen sehr häufig tragen, über ihre „Aushäuflichkeit“, man redet von ihrer „Verschwundungs- und Vergnügungssucht“, von „Herumtreiben“ usw. Die Hauptursache hierfür liegt aber in der Heimlosigkeit, in der Engigkeit und Armseligkeit der Wohnungen. Junge, aber auch ältere Menschenkinder, die 8 Stunden am Tage in staubigen Werkstätten und Fabriksälen arbeiten, sich in der arbeitsfreien Zeit in engen Wohnungen zusammenperschen lassen müssen, tragen in sich, als Reaktion gegen alles Menschenunwürdige ihres Lebens, das eine Verlangen, einmal wenigstens in der äußeren Aufmachung Herr, Dame zu sein. Darum verwendet vor allem die Jugend einen oft unverhältnismäßig großen Teil des kärglichen Lohns auf die Anschaffung möglichst moderner Kleidung; da es für gute, haltbare Stoffe, echten Schmuck nicht reicht, behängt man sich mit Talmüsten, kauft fertige Kleider, die nach etwas aussehen; mögen sie nicht lange halten, das schadet nichts; ausgebeßert wird nichts, lieber reißt man ab und kauft sich dafür häufiger neue, noch modernere Kleider und Anzüge.

Gewiß, auch in anderen Berufen leidet das Familienleben der Großstädterfamilie unter den weiten Entfernungen u. a. m., aber die Familie findet doch immer wieder ein Heim vor, in dem sie sich zusammenschließt, in dem sie vor allem die freien Sonntage gemeinsam verleben kann. Und nun sehen wir draußen auf der Straße das Wallfahren aufgeputzter Menschen zu den Kinos, zu den Rummelplätzen, schauen in überfüllte Aneipen und schelten auf das Volk — arme heimlose Menschen sind's größtenteils, die einmal nur herauswollen aus dem Elend ihrer Heimlosigkeit. Wir sagen wohl: „Das alles bietet ihnen doch keinen Ersatz“; das mag nach unserer Auffassung richtig sein, doch den heimlosen Massen ist es Ersatz.

Heimlosigkeit ist lechthun Heimatlosigkeit; der Heimatlose wird schwerlich das Land, in dem er so elend lebt, als sein Vaterland lieben können; Heimlosigkeit, internationale Gesinnung hängen auf das engste zusammen. Heimlos! Das bedeutet: nie allein sein können, allein mit sich, allein mit seinem Gott. Können wir uns da wundern, daß die Kirchenaustrittsbewegung in den Mietkasernenvierteln am meisten Boden findet? Will ich Radio hören, dann muß es um mich still sein; will ich verstehen, was Gott mir sagt in der Zwiesprache mit meiner Seele, dann muß es auch still sein um mich, in mir. Tiefe Frömmigkeit entfaltet sich am stärksten dort, wo Menschen die Möglichkeit haben, auch einmal mit Gott unter vier Augen zu reden, sich in der Stille und Einsamkeit in Gott zu versenken.

Auf unfruchtbarem Boden kann nichts wachsen. Der Boden, auf dem Millionen Deutscher aufwachsen vor allem in den Großstadtwohnungen, ist unfruchtbar. Daß bei dieser jammervollen Heimlosigkeit die Zahl der Geburten immer mehr zurückgeht, möchten wir als selbstverständlich bezeichnen, ebenso selbstverständlich ist's aber auch, daß hier nun ein schwaches, verkümmertes Geschlecht aufwachsen kann. Die Heimlosigkeit zehrt am Lebensmark unseres Volkes.

Joachim Ungnab.